

seines Potentials noch möglichst lange als politischen Trumpf bedienen zu können. Die jüngste Entwicklung im europäischen Osten könnte es allerdings zur beschleunigten Konkretisierung seiner eigenen Abrüstung zwingen, zumal sie sich mit einem fühlbar werdenden innenpolitischen Druck zugunsten einer weiteren Verringerung des Verteidigungsaufwands verbindet.

Für die von Präsident Mitterrand immer deutlicher herausgestellte Umwerbung der Dritten Welt fehlt ebenfalls der finanzielle Hintergrund. 1988 belief sich die öffentliche Entwicklungshilfe einschließlich der Sonderkredite der Staatskasse, der staatlich garantierten Exportkredite und der Subventionen für die wirtschaftlich stark zurückgebliebenen überseeischen Departements und Territorien auf fast 8 Mrd. \$. Die Leistungen der weit kapitalkräftigeren USA waren nur um knapp 40% größer, diejenigen der Bundesrepublik um 30% geringer. Der überwiegende Teil der 300 Mrd. FF übersteigenden französischen Auslandsguthaben ist dubios. Seit einigen Monaten ist ein eigenartiges Wechselspiel zwischen dem Präsidenten und dem Finanzministerium im Gange. Der Präsident macht großzügige Versprechungen, die anschließend entweder herabgeschraubt oder auf die lange Bank geschoben werden. Die Verwaltung verschanzte sich häufig hinter dem Internationalen Währungsfonds oder dem für die Schuldenregelung zuständigen internationalen Pariser Klub. Unmittelbar nachdem Mitterrand auf afrikanischem Boden die Streichung der Schulden der ärmsten Länder gegenüber der französischen Staatskasse zugesagt hatte, ließ das Finanzministerium wissen, daß eine Reihe von Verbindlichkeiten nicht einbezogen wer-

den dürfen und tatsächlich lediglich die halbe Schuld gestrichen wird. Die Staatskasse muß nunmehr zum Ausgleich der nicht bezahlten Amortisationsraten jährlich während 10 Jahren 1,6–1,8 Mrd. FF mobilisieren.

Es ist natürlich leichter und einfacher für Frankreich, sich den verschiedensten Ländern als Fürsprecher in internationalen Gremien anzubieten. Man darf vermuten, daß sie sich auf die Dauer damit nicht begnügen und vom französischen Freund nicht nur schöne Worte erwarten, Paris ist schließlich verpflichtet, seine weltpolitischen Ambitionen der *europäischen Entwicklung* anzupassen. Die zunehmend einflußreiche Gemeinschaft schränkt die nationale Bewegungsfreiheit ihrer Mitglieder zwangsläufig ein. Zumindest im Unterbewußtsein hoffte Frankreich in den letzten Jahrzehnten immer wieder, sich der europäischen Karte zur Stärkung seines weltpolitischen Gewichts bedienen zu können. Es ist nunmehr wohl realistisch genug, um nicht auf den Platz einer europäischen Führungsmacht Anspruch zu erheben. In einer Zwölfergemeinschaft ist er nicht mehr vorhanden und nicht vorstellbar. Selbst für entscheidende Impulse bedarf es einer überzeugenden deutsch-französischen Übereinstimmung. Für Frankreich gibt es daher keine andere Lösung, als sein Potential in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen – und nicht umgekehrt. Die Perspektive einer Wiedervereinigung machte der französischen Diplomatie diese Notwendigkeit noch deutlicher. Für sie vermag allein eine möglichst bald zur Union werdende Europäische Gemeinschaft das Potential eines geeinten Deutschland zu verkraften und in Europa langfristig ein stabiles Gleichgewicht zu bewahren.

Alfred Frisch

„Die eigentliche Wüste ist die Stadt ...“

Fragen an Pierre-Marie Delfieux

Zu den bedeutendsten Veränderungen im französischen Katholizismus der letzten 10 bis 15 Jahre gehört die Gründung verschiedenster geistlicher Gemeinschaften. Eine der auch außerhalb von Frankreich bekannteren unter ihnen sind die „Jerusalem-Gemeinschaften“ um die frühere Pariser Pfarrkirche Saint-Gervais unweit des Pariser Rathauses. Ihr Gründer ist ein ehemaliger Studentenfarrer an der Sorbonne, der aus Südfrankreich stammende Pierre-Marie Delfieux, Jahrgang 1934. Zur „Communione de Jérusalem“ gehören eine Mönchsgemeinschaft, eine Gemeinschaft von Schwestern, die als „Eremitinnen“ in der Stadt, in unmittelbarer Nähe zur Kirche Saint-Gervais, wohnen, sowie Laiengemeinschaften. Weitere Niederlassungen bestehen in Marseille und Blois, in Brüssel, Buenos Aires und im US-Bundesstaat Minnesota. Insgesamt gehören den Gemeinschaften etwa 40 Brüder und 60 Schwestern an. Kern der Neugründung ist der Versuch,

eine Form des zönotisch-kontemplativen Lebens im großstädtischen Kontext zu schaffen. Mit Pater Delfieux sprachen wir über Eigenart und Selbstverständnis seiner Gemeinschaften vor dem Hintergrund der Veränderungen im französischen Katholizismus. Die Fragen stellte Klaus Nientiedt. Mit diesem Gespräch setzen wir gleichzeitig eine mit dem Gründer der Bewegung „Comunione e Liberazione“, Monsignore Luigi Giussani, begonnene (vgl. HK, März 1988, 118ff.) lose Folge von Interviews mit Gründern neuerer kirchlicher Bewegungen fort.

HK: Pater Delfieux, vor etwa 15 Jahren gründeten Sie nach einem zweijährigen Aufenthalt als Eremit in der Sahara in der früheren Pfarrkirche Saint-Gervais eine neue monastische Gemeinschaft. Dieser Gemeinschaft geht es um die Realisierung eines „Mönchtums in der Stadt“.

Warum werden Mönchtum und städtische Lebenswelt bis heute eigentlich als zwei nur schwer miteinander zu vereinbarende Größen empfunden?

Delfieux: Schwer vereinbar sind das Mönchtum und das Leben in der Stadt nur dem äußeren Eindruck nach – die Wirklichkeit sieht anders aus. Es hat immer Mönche in der Stadt gegeben. Das Problem ist eher, daß es sich bei diesen Städten bis in die Moderne hinein um kleine Städte handelte. Mönchtum in der Stadt – das belegen inzwischen eine Reihe von Studien – hat es aber immer gegeben. Denken Sie an die Mönche von Cäsarea um den heiligen Basilius, denken Sie an den heiligen Augustinus in Hippo, an den heiligen Ambrosius in Mailand sowie an Konstantinopel vor allem zur Zeit des heiligen Chrysostomus. Dasselbe gilt bei uns in Frankreich für Johannes Cassianus, einen der ersten Mönche des Westens – er ließ sich in Marseille nieder; ebenso für den heiligen Martin von Tours, ganz zu schweigen von dem, was das Mittelalter und die Renaissance brachten: die Bettelorden, den Karmel u. a. m.

„Wir möchten beides: uns mit dieser Welt solidarisieren und sie in Frage stellen“

HK: Historisch mag das so sein – aber wie kommt es dann, daß dieser städtische Zug des Mönchtums dermaßen in den Hintergrund geraten ist?

Delfieux: Das heutige Mönchtum ist vor allem auf dem Lande anzutreffen, man lebt in der Klausur und rechtlich autark in Form von Abteien. Nur muß man wissen, daß diese Form des Mönchtums wenigstens in Frankreich seit dem 15. und 16. Jahrhundert nach und nach praktisch von der Landkarte verschwand – vor allem wegen des Instituts der Kommende, die allerlei Mißstände mit sich brachte. Die Französische Revolution brachte es dann gegen Ende des 18. Jahrhunderts vollständig zum Verschwinden. Erst als das Mönchtum eine Renaissance erlebte, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, nahm es die uns bekannte Form an. Aber es kann, wie es Kardinal Marty gerne sagte, der sich für unsere Gründung sehr eingesetzt hat, auch eine andere Form des Mönchtums geben, eine Form, die den Bedürfnissen und Herausforderungen einer großstädtisch geprägten Kultur möglicherweise besser entspricht.

HK: Nun ist aber für Ihre Gemeinschaft nicht nur die bloße Tatsache kennzeichnend, daß sie sich in einer der großen Metropolen der Welt angesiedelt hat, sondern die Stadt ist, wenn ich es richtig sehe, gewissermaßen zentraler Bestandteil ihres spirituellen Programms. Was unterscheidet Ihre Gemeinschaft etwa von Benediktinern oder Zisterziensern, die dies so nicht für sich in Anspruch nehmen?

Delfieux: Fünf Charakteristika möchte ich nennen: Als Bewohner der Stadt leben wir auch im Rhythmus der Stadt – unser Tagesablauf geht von sechs bis 22 Uhr. Ein-

mal in der Woche verlassen wir die Stadt für einen sogenannten „Wüstentag“ auf dem Lande sowie einmal im Jahr für vier Wochen im Sommer. Wir gehen einer Halbtagsstätigkeit nach. Wir verfügen weder individuell noch als Gemeinschaft über Besitz. In unseren Gebäuden bzw. Zellen, auch in der Kirche sind wir Mieter und wollen dies auch bleiben. Wir haben keine durch Mauern hergestellte Klausur – auch nicht die Schwestern. Wir möchten vielmehr eine geistige Abgeschiedenheit leben, nicht zuletzt auch mit Zeiten des Schweigens und der Einsamkeit. Kirchenrechtlich sind wir nicht exemt, sondern unterstehen dem Bischof der jeweiligen Ortskirche.

HK: Ein Merkmal Ihrer Gemeinschaft haben Sie nicht erwähnt: Brüder und Schwestern feiern die Liturgie und halten das Stundengebet gemeinsam ab, obwohl sie eigentlich keine gemischte Ordensgemeinschaft bilden. Welchen Stellenwert hat das für die Gemeinschaft?

Delfieux: Wir sind keine gemischte monastische Gemeinschaft. Brüder und Schwestern sind autonom: Sie wohnen nicht nur getrennt, sondern haben auch zwei verschiedene Leitungen, Beratungsgremien, eine je eigene Finanzierung, auch im Lebensrhythmus unterscheiden sie sich, die Liturgie hingegen feiern wir gemeinsam. Ansonsten leben wir recht nahe beieinander, ohne uns hinter Klausurmauern zu flüchten. Wir leben nicht mehr im Mittelalter, und man sollte nicht im Evangelium suchen – man vergleiche nur einmal mit dem, wie Jesus lebte –, was zuallererst mit der Soziologie zu tun hat. In einer Welt totaler Gleichmacherei zwischen den Geschlechtern und der völligen Erotisierung der Öffentlichkeit wollen wir andererseits Zeugnis geben von einer unbeirrten Freundschaft, die sich nicht verunsichern läßt von Ängstlichkeit und engendem Moralismus.

„Es läßt sich sowohl mit der Stadt wie für die Stadt beten“

HK: Sie versuchen also zweierlei zu leben: einerseits den für das Mönchtum grundlegenden Bruch mit der Welt, andererseits teilen Sie bewußt die Lebensbedingungen und -gewohnheiten der Stadt. Läßt sich das miteinander vereinbaren? Ist das nicht ein Widerspruch?

Delfieux: Ich glaube tatsächlich, daß man von einem Widerspruch sprechen kann oder zumindest von einer Spannung – nur ist diese Spannung von uns bewußt gesucht, gewollt, und wir lieben sie. Dies kann auch gar nicht anders sein. Wer nach dem Geist des Evangeliums leben will, kommt nicht um das Bibelwort herum, daß diese Welt nicht unsere eigentliche Heimat ist, daß wir Reisende sind, Pilger, Fremde im eigenen Land. Am besten charakterisiert unsere Berufung ein Herrenwort aus dem Johannes-Evangelium: „Vater, ich bitte nicht, daß du sie aus der Welt nimmst, sondern daß du sie vor dem Geist dieser Welt bewahrst“ (Joh 17, 15). Wir möchten daher in erster Linie so leben, wie Jesus gelebt hat: als Teil dieser Welt, aber ohne uns ihr auszuliefern.

HK: Ist aber eine solche monastische Identität nicht notwendigerweise gefährdeter, weniger unverwechselbar als die eines Mönchtums, das auch schon rein örtlich auf Distanz geht zu den modernen Lebensverhältnissen? Und was hat das für Konsequenzen?

Delfieux: Der Mönch ist nicht jemand, der um jeden Preis originell sein will. Er lebt durchaus ähnlich wie die anderen, nur auf andere Weise. Mitten in dieser Welt wollen wir den Bruch mit ihr leben: Wir gehen einer Erwerbsarbeit nach – aber nur halbtags. Wir teilen den Lebensrhythmus der Stadt – aber ohne daß dadurch unsere innere Distanz zu ihr verwischt würde. Wir gehen beispielsweise nicht ins Kino, nicht ins Theater, nicht in Konzerte, setzen uns in kein Restaurant. Wir haben auch kein Fernsehgerät in unserem Haus. Was uns wesentlich ist, finden wir woanders. In allem, was wir tun, befinden wir uns auf einer Gratwanderung: Einerseits leben wir in enger Verbindung mit dieser Stadt, andererseits halten wir eine gewisse Distanz zum Geist dieser Welt. Dies setzt ein Gleichgewicht voraus; aber nach 15jähriger Erfahrung kann ich mit einiger Gewißheit sagen: Dies ist möglich, dieser Weg ist gangbar. Und ich hoffe, daß er auch wertvoll ist. Auf jeden Fall ist es das, was von Jesus im Evangelium berichtet wird. Er ist unser Vorbild.

HK: Warum dann aber diese Einschränkung im Bereich des kulturellen Lebens? Theater, Konzerte, Kino und Fernsehen sind doch immerhin bedeutende Ausdrucksformen einer städtisch geprägten modernen Kultur, zu der Sie doch ansonsten bewußt ja sagen.

Delfieux: Wir brauchen mehr denn je ein Gespür für unsere Grenzen. Wir müssen von Fall zu Fall wissen, wie weit wir gehen wollen. Ich habe nicht gesagt, daß wir den kulturellen und künstlerischen Bereich aus unserem Leben ausschließen. Wir haben eine eigene Gruppe „Kunst und Gebet“, allein fünf Chöre; wir veranstalten Orgelkonzerte. Wir interessieren uns für alles, was mit dem Verhältnis von Glaube und Kunst zu tun hat. Wie auch der Mönch sich für diese Dinge immer sehr interessiert hat – ich erinnere nur an all das, was in den Klöstern an Architektur, Malerei, Skulptur entstanden ist –, so sind auch wir dafür offen. Wenn wir demgegenüber nicht ins Theater, in Konzerte, ins Kino gehen und kein Fernsehen schauen, hat das damit zu tun, daß – täten wir es – ein Leben in einer Gemeinschaft und ein regelmäßiges liturgisches und Gebetsleben dadurch verunmöglicht würden. Jeder muß seine Prioritäten selbst setzen. Die unseren sind das Leben in der Gemeinschaft, Schweigen, Gebet, Offenheit für andere, Arbeit – und dies im Geist der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams.

HK: Eine Informationsschrift, die in Saint-Gervais, der Kirche Ihrer Gemeinschaft, für die Besucher aufliegt, beginnt mit den Worten „in dieser Wüste der Einsamkeit, der Unrast und der Gleichgültigkeit“. Diese Beschreibung der städtischen Lebensverhältnisse provoziert die Frage nach Ihrer Einschätzung des städtischen Lebens. Bejahen Sie die Stadt nur insoweit, als sie faktisch die beherr-

schende Siedlungsform der heutigen Zeit ist, oder geht diese Bejahung auch weiter darüber hinaus? Was ist die Stadt für Sie?

Delfieux: Die Stadt ist ein wunderbares Bild – und zugleich eine bedeutsame Realität. Die Bibel kennt eine Reihe von herausgehobenen Orten: die Wüste, den Tempel, den Berg und die Stadt. Vom Berg der Offenbarung steigt man wieder hinunter. Die Wüste wird durchquert, ohne daß sie das wirkliche Ziel des Lebens wäre. Der Tempel ist ein für alle Mal zerstört. Die Stadt ist demgegenüber das schönste Bild für die Anwesenheit Gottes auf Erden: In ihr finden sich die Menschen zusammen, Menschen, die ihrerseits Abbilder Gottes sind. Zugleich ist die Stadt jedoch auch – Babylon. Es gibt die brüchig gewordene Welt und die neue Erde. In unseren Städten sind 1000 Wunder zu betrachten und zu entdecken, aber auch 1000 Häßlichkeiten zu verändern und zu heilen. Beten läßt sich sowohl *mit* der Stadt wie auch *für* die Stadt.

HK: Was bedeutet in diesem Zusammenhang „Wüste“ für Sie? Einerseits ist es in Ihrer Gemeinschaft üblich, von der Stadt als „Wüste“ zu sprechen, andererseits verlassen Sie, wie Sie schon sagten, die Stadt aber auch regelmäßig zu sogenannten „Wüstentagen“ auf dem Lande.

Delfieux: Wüste herrscht sowohl in der Stadt wie auch außerhalb von ihr. Die Stadt kann auf sehr verschiedene und obendrein paradoxe Weise als Wüste erfahren werden: Sie ist eine Wüste der Einsamkeit, der Anonymität, des Isoliertseins. Vor allem ein Ort, an dem Menschen überaus hungrig und durstig nach Liebe und Begegnung, nach Hoffnung und Wahrheit sind. Zugleich ist sie aber auch ein Ort voller Lärm, kakophoner Vielstimmigkeit, ein Ort der Begegnung und eines nie endenden Gesprächs, ein Ort, dem jede Ruhe, jedes Schweigen und jeder Friede fremd zu sein scheinen. Wir müssen uns daher immer wieder zurückziehen können – entweder indem wir jeden Montag aufs Land fahren oder indem wir uns mitten in dieser Stadt Orte und Zeiten völliger Einsamkeit in der Zelle schaffen. Es gibt zwei Arten von Wüste: die „schwarze“ und die „goldene“ Wüste. Die „harte“ Wüste der Einsamkeit, der Trennung, der Nicht-Kommunikation, des Gefängnisses und des Leidens ist nur schwer zu ertragen – mit ihr müssen wir solidarisch sein. Daneben gibt es aber auch die schöne, die zärtliche Wüste, die Wüste der liebenden Ruhe und des Friedens, die Wüste als Ort der Gotteserfahrung. Das Volk Israel hatte in der Wüste eine wunderbare Begegnung mit Gott – zugleich wurde es an demselben Ort auch auf die Probe gestellt.

„Eines ist wichtig: Gott zu Wort kommen lassen“

HK: Durch Ihren mehrjährigen Aufenthalt in der Sahara bedingt, ist für Sie persönlich die Wüste weit mehr als eine bildhafte, symbolische Kategorie. Von der geographischen Wüste geht auf Menschen in der modernen Industriegesellschaft eine erhebliche Faszination aus. Um

welche Sehnsüchte handelt es sich dabei? Warum tauschen Sie Ihre Arbeit als Studentenpfarrer an der Sorbonne mit dem Eremitendasein in der Sahara?

Delfieux: Für mich bedeutete es die Möglichkeit, für eine gewisse Zeit Distanz zu bekommen zum Alltagsleben als Priester, um es auf diese Weise wieder neu verstehen und lieben zu lernen. Ich war damals seit zehn Jahren Priester und hatte das Bedürfnis, mir selbst darüber Rechenschaft abzulegen, ob das, was ich verkündete, tragfähig ist. In den Monaten, die ich in der Einsamkeit auf dem Assekrem oberhalb von Tamanrasset verbrachte, konnte ich zu meiner großen Freude erfahren: Gott gibt es wirklich! Nach einiger Zeit brach er sein Schweigen. Zugleich ging es mir darum herauszufinden, ob ich mich für immer in die Berg- und Sandwüste zurückziehen sollte oder ob ich eines Tages in die Wüste der Stadt zurückkehren sollte. Ich stellte fest, daß ich in der Sahara eigentlich zu glücklich war. Die Sahara zeigte mir, daß die eigentliche Wüste heute die Stadt ist und daß wir in dieser Wüste Brunnen anlegen und Oasen schaffen müssen.

HK: Klöster – gerade auch Mönchsklöster traditioneller Art – erfreuen sich seit einiger Zeit – trotz der vielfach prekären Lage beim Nachwuchs – durchaus einer gewissen Beliebtheit. Für manchen Zeitgenossen besitzen sie gerade wegen ihrer Fremdheit, ihrer Nicht-Modernität, Anziehungskraft. Wie halten es in dieser Hinsicht die Jerusalem-Gemeinschaften: Setzen Sie im letzten mehr auf den Kontrast zur modernen Lebenswelt oder auf ihre Bejahung und damit auch auf Anpassung an sie?

Delfieux: Diese Alternative stellt sich den Jerusalem-Gemeinschaften so nicht. Wir verlassen nicht die Stadt, um herauszufinden, was wir tun sollen. Uns geht es nicht um eine Aszendenz-, sondern um eine Deszendenz-Theologie. Wir wollen in erster Linie auf das hören, was Gott uns sagt. Und wir laden alle um uns herum ein, dies zusammen mit uns gleichfalls zu tun. Nur das Wort Gottes ist in der Lage, unser Leben hell zu machen und uns Nahrung zu geben. Unsere eigentliche Berufung als Mönche in der Stadt entspricht also ganz und gar der Berufung der Mönche vergangener Zeiten. Unsere vorrangige Aufgabe ist nicht, die Welt zu verbessern, sondern bezieht sich auf die Frage, wie wir der Welt das Wort der Hoffnung, des Lichtes und der Liebe erschließen können, das unserem Leben Sinn gibt. Hierbei sind wir zuerst als Beter und Fürsprecher gefragt. Das ist unsere Art und Weise, die Welt zu lieben. Wichtig, so scheint uns, ist in dieser heutigen Welt vor allem eines: Gott zu Wort kommen lassen.

HK: Aus dem, was Sie sagen, spricht ein hohes Maß an Unmittelbarkeit im Umgang mit dem Vorbild Jesu der frühen Gemeinden und dem Wort Gottes. Braucht es da nicht viel mehr Vermittlungsvorgänge aller Art, als es bisher zum Ausdruck kam? Das Wort Gottes fällt doch nicht einfach senkrecht vom Himmel ...

Delfieux: Selbstverständlich braucht es Vermittlungen und konkrete Einbindungen. Deshalb leben wir ja in Ge-

meinschaft und sind Teil einer Stadt. Mit ganzen Herzen und ganzer Seele wohnen wir im Zentrum dieser Stadt, bewohnen als Mieter unser Haus, schließen uns nicht mit Klausurmauern ab. Kurz gesagt: Wir leben in der Welt. Allerdings mit der Aufgabe, dieser Welt in Erinnerung zu rufen, daß sie eine Seele hat, daß es neben den sozialen, familiären, politischen und kulturellen Realitäten („nichts wahrhaft Menschliches ist uns fremd“, Gaudium et spes Nr. 1) auch und vor allem eine spirituelle Wirklichkeit gibt – im übrigen die einzige Wirklichkeit, die ewig ist, und schon von daher nicht vernachlässigt werden sollte.

„Ziel unseres Lebens ist Transparenz auf einen anderen“

HK: Aus dem bisher Gesagten sind sowohl ein zönotisch-kontemplatives Grundanliegen zu entnehmen wie auch pastorale Ziele. Als was versteht sich Ihre Gemeinschaft in erster Linie: als rein kontemplativ oder als Gemeinschaft auch mit evangelisierender Ausrichtung?

Delfieux: Wir sind Kontemplative und möchten durch Gebet, Liturgie und unsere Offenheit für andere dem Evangelium zur Ausbreitung verhelfen. Wir wollen ein Mönchtum mit evangelisierender Ausrichtung leben, das offen ist für alle diejenigen, die hungern und dürsten nach Gott, aus welcher Kultur und welchem Milieu sie auch immer kommen.

HK: In der Regel der Jerusalem-Gemeinschaften sprechen Sie von einer „völligen Durchsichtigkeit des Lebens“ des einzelnen als Zielperspektive eines Lebens in der Gemeinschaft; das eigene „Wollen, Denken, Wissen und Lieben“ soll aufgegeben werden. Welchen Stellenwert hat da noch das einzelne Mitglied einer Gemeinschaft als Individuum?

Delfieux: Die Transparenz auf einen anderen hin ist das Ziel unseres ganzen Lebens. Persönlich habe ich nichts zu verkünden, keine Botschaft mitzuteilen. Ich bin nicht im Besitz eines besonderen Gedankens, den ich weiterverbreiten möchte. Allerdings kenne ich jemanden, der etwas weiß, von dem ich überzeugt bin, daß ich es sagen und denken muß. Sein Wort und sein Licht sollen in mir für andere widerscheinen. Denn er hat mich erschaffen und für ihn bin ich erschaffen. Die Menschen, denen man letztlich gerne folgt und auf die man sich bezieht, lassen etwas durchscheinen oder, sagen wir besser: lassen jemanden durchscheinen.

HK: In einem spirituellen Sinn mag das in Ordnung gehen. Aber wo ist da Platz für legitime Bedürfnisse des einzelnen als Mitglied einer Gemeinschaft nach Individualität? Besteht da nicht die Gefahr, daß das Gemeinschaftsleben – wieder einmal – ganz auf Kosten des Individuums geht?

Delfieux: Der Platz, der der Person des einzelnen Mitglieds der Gemeinschaft eingeräumt wird, daran besteht kein Zweifel, ist von größter Bedeutung. Insofern versu-

chen wir, ständig aufeinander zu hören. Andererseits ist es unser Ideal, *gemeinsam* eine Theophanie der Liebe Gottes zu werden. Oder wie es bei Paulus dazu heißt: „Wir alle spiegeln mit enthültem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn wider und werden so in sein eigenes Bild verwandelt“ (2 Kor 3, 18). Als Gott den Menschen schuf, schuf er ihn nicht als Individuum, sondern in Beziehung zu anderen, als Gemeinschaftswesen. In der katholischen Kirche glauben wir nur allzu sehr an die Möglichkeit, individuell evangelisieren zu können. Soviel Eifer und Heiligkeit wir auch dabei einsetzen – es ist unmöglich. Gott ist Familie. Wenn wir Gott anreden, sollten wir dies vor allem in Gemeinschaft tun. Wenn Gott Liebe ist, kann nur die Liebe „Gott“ sagen. Das macht die ganze Kraft der Gemeinschaften, auch der monastischen, im Christentum aus. Auch Jesus predigte zusammen mit einer Gruppe, den Zwölfen. Daneben gab es noch die Jünger und die heiligen Frauen und all die anderen, die mit ihnen zogen.

„Wir standen vor einer Leere, die nicht so andauern konnte“

HK: Sosehr dies den Erfolg, wenn man diese Kategorie in diesem Zusammenhang verwenden will, mancher Gruppen und Gemeinschaften erklären mag, kann dies damit aber bereits so uneingeschränkt für die Kirche als ganze gelten? Der moderne Mensch denkt nun einmal sehr viel stärker vom Individuum her ...

Delfieux: Ich stelle immer wieder nur eines fest: Der evangelisatorische Effekt des einfachen Zeugnisses einer Lebens- und Gebetsgemeinschaft steht in keinem Verhältnis zum Effekt des individuellen Apostolats. Mit anderen Worten: Bei einer wirklichen Lebens- und Gebetsgemeinschaft stellt sich die evangelisatorische Ausstrahlung fast wie von selbst ein. Und genau das ist das Problem der Kirche von heute: Sie muß zu lebendigen Gemeinschaften zurückfinden, deren Mitglieder alles miteinander teilen. Das Drama der heutigen Kirche, gerade auch der Kirche in Deutschland, ist doch, daß sie eine Kirche von Individuen ist, von Priestern, die ganz auf sich allein gestellt agieren – ausgestattet mit einem Gehalt, mit eigener Haushälterin, mit eigener Kirche. Daneben gibt es dann noch die großen Organisationen, mit denen versucht wird, diese Individuen wenigstens etwas zusammenzubringen. Das scheint mir kein verheißungsvoller Weg zu sein! Lassen Sie zehn Brüder und zehn Schwestern in Städten wie Frankfurt, Stuttgart oder Köln eine Lebens- und Gebetsgemeinschaft bilden, und ich garantiere Ihnen, daß innerhalb von drei Monaten die Kirche, in der sie beten und singen, bis auf den letzten Platz gefüllt ist wie bei uns in Saint-Gervais. Bevor wir ankamen, waren 30 Personen in der Sonntagsmesse; als die Gemeinschaften sich ansiedelten, füllte sich die Kirche. Etwas Ähnliches könnte ich mir in der einen oder anderen Großstadt in Deutschland auch vorstellen.

HK: Das von Ihnen beschriebene Phänomen hat nun in

Frankreich über die Jerusalem-Gemeinschaften hinaus noch einen breiteren Hintergrund: In den letzten 10 bis 15 Jahren entstanden viele Gebetsgruppen und geistliche Gemeinschaften; man stellt eine Wiederentdeckung des privaten und gemeinschaftlichen Gebets fest. Inwieweit handelt es sich dabei um eine so nicht ohne weiteres auf die Situation anderer Länder übertragbare Antwort – man spricht auch vom Pendel, das nun in die andere Richtung ausschlägt – auf einen bestimmten Zustand des französischen Katholizismus in den 60er und 70er Jahren?

Delfieux: Ich würde da noch weiter zurückgehen. Als wir 1975 begannen, hatten wir das Glück und die Gnade, Erben einer reichen Vergangenheit zu sein. Die Geschichte Frankreichs erklärt vieles in dem Zusammenhang. Zu diesem Erbe gehört zuallererst die Trennung von Staat und Kirche, die sich, selbst wenn sie einigermaßen brutal vorgenommen wurde, für die Kirche als befreiend erwies, die beiden Kriege, in denen der Klerus Seite an Seite zum Volk stand, schließlich all das, was die Katholische Aktion über Jahrzehnte hinweg bewirkt hat, sowie die Arbeiterpriester. Des weiteren nenne ich nur Mai 1968, die „Semaines Sociales de France“, die ganze Vorbereitungsarbeit für die Liturgiereform, das Konzil. Unsere Gemeinschaften kamen erst im Anschluß an all das. Konkret entstanden sind wir in einer Zeit, in der man allenthalben nach neuen Orientierungslinien für kirchliches Handeln suchte. Dies war auch der Zeitpunkt, an dem sich die Charismatische Erneuerung bei uns herausbildete und damit einer verbreiteten Erwartungshaltung entsprach.

HK: In welchem Maße stellte die Gründung Ihrer und anderer Gemeinschaften darüber hinaus auch eine Reaktion auf die Krise des traditionellen kirchlichen Lebens oder auf die Politisierung der französischen Kirche in den 70er Jahren dar?

Delfieux: Wir dürfen nicht vergessen, daß wir uns Mitte der 70er Jahre am tiefsten Punkt eines Wellentales befanden. Zwischen 1968 und 1975 wurde eine große Zahl an Seminaren geschlossen oder befand sich kurz vor der Schließung. Viele Priester verließen ihr Amt. Die religiöse Praxis nahm rapide ab. Im sittlichen Bereich fand eine beträchtliche Liberalisierung statt. In dieser Situation bedeutete die aus den Vereinigten Staaten zu uns herüberkommende Charismatische Erneuerung für die Kirche einen wichtigen Anstoß, nach neuen Formen des gemeinschaftlichen Lebens zu suchen, sich neu auf die Verkündigung des Wortes Gottes zu besinnen und einen neuen Zugang zum spontanen und gemeinsamen Gebet zu finden. Auf diese Weise fand man zu vergessenen traditionellen, aber deswegen nicht weniger aktuellen Werten zurück. Wir standen damals vor einer Leere, die nicht einfach so andauern konnte, und hatten zugleich den Wunsch, unter dem Anstoß des Geistes etwas Neues entstehen zu lassen.

HK: Sie erwähnen jetzt mehrfach die Charismatische Erneuerung. Inwieweit versteht sich Ihre Gemeinschaft als Teil des „Renouveau“?

Delfieux: Wir sind keine Gemeinschaft, die sich „charismatisch“ nennt – im übrigen bin ich mir gar nicht genau im klaren darüber, was dieses Wort in diesem Zusammenhang eigentlich meint. Andererseits stehen wir natürlich auch nicht in Opposition zur Charismatischen Erneuerung, weil diese uns bis zu einem gewissen Grade sogar geholfen hat – und sei es nur durch die Schaffung eines allgemeinen Klimas, in dem es uns leichter fiel, unser Vorhaben zu realisieren. Wir sind Teil einer breiten Strömung, in der man sich verstärkt dem Hören auf den Geist verschrieben hat.

„Das Netz von Orten christlichen Lebens muß wieder engmaschiger werden“

HK: Inwieweit betraf die von Ihnen beschriebene allgemeine Krisenlage im besonderen bestimmte traditionelle kirchliche Institutionen, etwa die Katholische Aktion, und worin unterscheiden Sie sich von ihnen?

Delfieux: Von der Katholischen Aktion unterscheidet uns vor allem das kontemplative Element. Die Katholische Aktion hat lange Zeit versäumt, auch „kontemplative Aktion“ zu sein. In all den neuen Gemeinschaften, wie immer sie im einzelnen aussehen, drückt sich dagegen das Bemühen aus, diese in der Zeit zwischen den beiden Kriegen und nach dem letzten Krieg vernachlässigte Dimension christlichen Lebens neu zur Geltung zu bringen. Dabei sind diese neuen Gemeinschaften deswegen nicht weniger aktiv und wirken nicht weniger evangelisierend.

HK: Und die Pfarreien ...?

Delfieux: In der Tat haben wir es in den Pfarreien mit einschneidenden Veränderungen zu tun: der enorme Rückgang der religiösen Praxis, die geringer werdende Zahl an Priestern, das Auseinanderbrechen der Familie (Scheidung, Abtreibung, Abnahme der Geburten). Parallel dazu breitet sich der Islam weiter aus, Sekten aller Art entstehen. So paradox sich diese Lage auch darstellt, der Ruf nach Sinn im Leben ist unüberhörbar. Einerseits haben wir es mit einer Welt zu tun, die mehr und mehr Hunger nach Gott verspürt, andererseits verfügen wir aber weniger denn je über die Mittel, diesen Bedürfnissen zu entsprechen. Vor diesem Hintergrund scheint uns die Schaffung von neuen Gemeinschaften des Gebets und des Miteinander-Teilens (neben der pastoralen Arbeit in den Pfarrgemeinden, in der Schulseelsorge und in den Bewegungen) ein wichtiger Beitrag dazu zu sein, das Netz von Orten christlichen Lebens wieder engmaschiger zu knüpfen.

HK: Bleiben wir bei dem von ihnen verwendeten Bild vom Netz, das wieder enger geknüpft werden soll. Wird damit ein Netz wieder(!)hergestellt, das es zu einem früheren Zeitpunkt mehr oder weniger in ähnlicher Weise bereits gegeben hat, oder entsteht da etwas wirklich Neues? Mit anderen Worten: Ist der Vorwurf berechtigt,

der zuweilen zu hören ist, es handele sich hierbei um eine „restaurative“ Zielperspektive?

Delfieux: Ich kann nicht für andere Gemeinschaften antworten, sondern nur im Namen meiner Gemeinschaft. Ich mag diesen Begriff der „Restauration“ nicht, vor allem weil ihm bei uns eine ganz spezielle politische Bedeutung anhaftet. Ich persönlich habe überhaupt kein Interesse, irgend etwas im Sinne einer längst vergangenen „Christenheit“ zu „restaurieren“. Im Gegenteil. Es geht mir um Perspektiven für die Zukunft. Da liegt die eigentliche Herausforderung.

HK: Nun dürfte aber der Weg, auf den Sie setzen, auch nicht ohne Risiken sein. Der Charme des Aufbruchs mag zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch einiges an Gefahren und Nachteilen zudecken. Wo sehen Sie spezifische Gefahren eines Christentums, das betont auf die kleinen Gruppen und Gemeinschaften als Strukturform setzt?

Delfieux: Es bestehen da eine ganze Reihe von Gefahren, etwa die der Selbstgefälligkeit, des Sektierertums, der Versuchung, sich in der eigenen Selbstgenügsamkeit einzugeln. Ein falscher Proselytismus lauert da ebenso wie ein überzogenes Interesse an der eigenen Unabhängigkeit – nicht zuletzt gegenüber der Kirche und ihrer hierarchischen Ordnung. Andererseits besteht allerdings auch die gegenteilige Gefahr des Konformismus um jeden Preis, des Versuchs, die Speerspitze eines allzu engen Ultramontanismus zu werden.

HK: Wird man sich aber dann nicht auf jeden Fall darauf einzurichten haben, daß ein Christentum der kleinen Gemeinschaften und Gruppen beträchtlich an gesellschaftlicher Präsenz einbüßen wird?

Delfieux: Diese Frage muß vor einem größeren Hintergrund gesehen werden. Gerade politisch befindet sich Europa gegenwärtig in einem tiefgreifenden Wandlungsprozeß. Wir leben in einer krisengeschüttelten Gesellschaft – oder besser vielleicht in einer Welt im Wartestand ... Wir erleben das Ende der großen Leitideen, die ideologischen Unterschiede verlieren an Bedeutung: Der Marxismus zerfällt; niemand glaubt mehr an den Liberalismus oder den Kapitalismus. Die westliche Welt tritt in ein neues Stadium ein. Auch im philosophischen und wissenschaftlichen Bereich erleben wir ein Ende der Gewißheiten. Wir stehen vor einer großen Leere. Die Frage ist nun, ob wir Christen diese Leere mit etwas füllen können, ob wir in dieser Situation mit der Verkündigung der Frohen Botschaft des Heiles etwas anzubieten haben.

„Wir treten zum erstenmal in eine wirklich universale Verkündigung des Evangeliums ein“

HK: Riecht das nicht aber doch stark danach, als könne man das „Ende der Gewißheiten“ mit einer „Rückkehr der Gewißheiten“ zu beantworten suchen, wie es vielfach

beschrieben und kritisiert wird. Ist das Christentum nicht selbst Teil dieses „Endes der Gewißheiten“?

Delfieux: Immerhin kann aber das Christentum dieser Welt, die allem Anschein nach das Gespür für den Sinn des Lebens verloren hat, sagen, daß es jemanden gibt, der dem Leben Sinn verleiht. Der einzige, der gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, das war nicht Marx, nicht Freud oder Nietzsche, auch nicht Sartre oder Camus. Das war Jesus. Und wir können darauf verweisen, daß heute mehr denn je jenseits von Woodstock, den Olympischen Spielen oder den Drogen eine allen gemeinsame Brüderlichkeit möglich ist. Der Blick des Evangeliums auf diese Welt ist aktueller denn je. Nach einer Zeit des Sich-selbst-Vergrabens ist nun vielleicht eine Zeit der Verkündigung gekommen – nicht triumphalistisch, aber an die Wurzel gehend, befreiend. Die Welt von morgen öffnet sich einem Dialog jenseits aller sektiererhaften Allüren – zwischen Glaubenden und Nicht-Glaubenden, zwischen Christentum, Judentum und Islam.

HK: Gehen wir also doch dem entgegen, was der Erzbischof von Paris, Kardinal Lustiger, erst unlängst wieder bei der Entgegennahme der Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät der Universität Augsburg eine „christliche Ära“ genannt hat?

Delfieux: Ich bin nicht so weit entfernt von der Ansicht von Kardinal Lustiger. Ich glaube in der Tat, daß wir zum erstenmal eintreten werden in eine wirklich universale Verkündigung des Evangeliums, in einen weltweiten Dialog über das, was uns am wichtigsten ist. Aber das setzt

Verschiedenes voraus: Zum einen, daß wir Heilige in der Kirche haben – nur Heilige sind in der Lage, das Evangelium weiterzugeben. Heilige haben es nicht nötig zu sprechen – schon die Tatsache, daß es sie gibt, ist ein Appell. Zum anderen setzt dies voraus, daß die Kirche sich freimacht von ihrem Reichtum und der Last des Institutionellen. Sie muß zur Einfachheit des Evangeliums zurückkehren. Drittens brauchen wir eine Christianisierung der Medien. Die Medien sind es heute, die die Einstellungen und Wertvorstellungen prägen. Das Evangelium muß in der Welt der Medien präsenter sein.

HK: Und welche Rolle sollen Ihrer Vorstellung nach dabei die Jerusalem-Gemeinschaften spielen?

Delfieux: Meine Generation hat erlebt, wie Kommunismus, Nationalsozialismus, Kolonialismus, Strukturalismus, Existentialismus und Freudianismus in sich zusammenfielen. Für einen Zeitraum von 30 Jahren ist das allerhand. Wie die Welt von morgen aussehen wird, beginnen wir langsam zu ahnen. Als Kardinal Marty uns die kirchliche Anerkennung verlieh, lud er uns ein, die „Mönche des Jahres 2000“ zu werden. In unserer kleinen Gruppe hier in Paris sagen wir uns: Wir sind 20 Brüder und 40 Schwestern, außerdem einige Laiengemeinschaften, zusammen kommen wir auf 200 bis 300 Personen. Jeden Tag treffen wir uns morgens, mittags und abends und singen die Liturgie für einen Gott, der uns sagt, daß wir einander lieben sollen. Wir wollen beten – das gibt dem Leben Sinn. Wir wollen im Frieden leben, die Freude über unseren Gott verkünden und eine Welt mitgestalten, die das Lob Gottes singt.

„Friede mit Gott, dem Schöpfer – Friede mit der ganzen Schöpfung“

Die Papstbotschaft zum Weltfriedenstag 1990

Der Weltfriedenstag am 1. Januar 1990 stand unter dem Motto „Friede mit Gott, dem Schöpfer – Friede mit der ganzen Schöpfung“. Die Botschaft Johannes Pauls II. zu diesem Anlaß ist die bisher ausführlichste und grundsätzlichste Stellungnahme des gegenwärtigen Papstes zur Umweltproblematik in der Sicht des christlichen Glaubens. Wir dokumentieren den Text der Botschaft in der vom Apostolischen Stuhl verbreiteten deutschen Übersetzung.

Einleitung

1. In unseren Tagen bemerkt man ein wachsendes Bewußtsein dafür, daß der Weltfriede außer durch den Rüstungswettlauf, die regionalen Konflikte und die noch immer bestehenden Ungerechtigkeiten zwischen den Völkern und Nationen auch durch den Mangel an der gebührenden Achtung gegenüber der Natur, durch die Ausbeutung ihrer Ressourcen und durch die fortschreitende Verschlechterung der Lebensqualität bedroht ist. Eine sol-

che Situation schafft ein Gefühl der Ungewißheit und Unsicherheit, das seinerseits Formen von kollektivem Egoismus, Güterhäufung und eigenmächtigem Handeln begünstigt.

Angesichts der verbreiteten Verschlechterung der Umwelt wird sich die Menschheit nunmehr dessen bewußt, daß sie nicht fortfahren kann, die Güter der Erde so zu gebrauchen, wie sie es in der Vergangenheit getan hat. Die öffentliche Meinung wie die verantwortlichen Politiker sind darüber in Sorge, Wissenschaftler der verschiedenen Fachbereiche erforschen die Ursachen. Es bildet sich so ein *ökologisches Bewußtsein*, das nicht unterdrückt werden darf, sondern vielmehr gefördert werden muß, so daß es sich weiterentwickelt und ausreift, indem es in konkreten Programmen und Initiativen einen angemessenen Ausdruck findet.

2. Nicht wenige ethische Werte, die für die Entwicklung einer *friedlichen Gesellschaft* von grundsätzlicher Bedeutung sind, haben eine direkte Beziehung mit der Umweltfrage. Die gegensei-